

Aus der Heimat

BEILAGE DER HILDESHEIMER ALLGEMEINEN ZEITUNG

Nr. 3

Donnerstag, 12. März

1953



Schöne alte Häuser in Bad Salzdetfurth

Mit einem leisen Gefühl des Schmerzes, doch ohne Neid, sieht der Hildesheimer bei seinen Ausflügen nach Bad Salzdetfurth (wie schön wandert es sich heute noch über den Tosmer!) die reizvollen Fachwerkbauten am Ufer der Lamme. Der Krieg hat ihnen nichts getan, als er der Stadt Hildesheim ihren Besitz an historischen baulichen Werten bis auf einiges raubte. So erfreut man sich an diesem für den liebenswürdigen Badeort, der unablässig an der Vervollkommnung seiner Einrichtungen arbeitet, charakteristischen Bilde kulturhistorischer Romantik, deren

Bodenständigkeit so selbstverständlich in unsere Zeit hineingewachsen ist. Und: ist diese bauliche Romantik nicht die schöne Fortsetzung der Eichendorff-Stimmung, die wir von unserer Wanderung durch die herrlichen Wälder der Umgebung mit in die Stadt an der Lamme hineinnehmen, ist sie nicht die stimmungreiche Ergänzung zu den mancherlei Heilfaktoren des Bades, zu denen sich nun auch das Moor gesellt hat? Es wachsen viel der Reize hier zusammen in dem von Wald und Bergen in freundliche Obhut genommenen Nachbarort Hildesheims.

Die Salzdetfurthischen verblieben hartnäckig - doch sie zogen angeblich den kürzeren

Das Soll und Haben, das Mein und Dein sind in den Beziehungen der Menschen zu allen Zeiten von hervorragender Bedeutung gewesen. Man braucht nur die Bestände unserer Archive auf ihren Inhalt hin zu überblicken, um dafür eine Bestätigung zu haben. Die Wahrung und Mehrung des Besitzes, die Behauptung ererbter und neu erworbener Rechte, der Streit um Grenzen, langwierige Prozesse um Ansprüche allerlei Art — das ist der Hauptinhalt ganzer Stapel von Urkunden und Akten alter und neuer Zeit, zumal gerade solche Schriftstücke in den Archiven immer besonders sorgfältig verwahrt wurden.

Greifen wir ein Paket aus der Abteilung „Prozeßsachen“ im Gutsarchiv zu Wrisbergholzen heraus! Es gehört seiner Aufschrift nach zu den Akten des Wrisbergschen Gutes Westelem, d. i. Wesseln, und enthält vielerlei Schreiben: Klagen, Berichte, Verhöre, Urkundenabschriften, Anträge, Proteste. Alles bezieht sich auf die 5 Orte Großen und Kleinen Dungen, Hocklem, Westlem und Dettfert und deren gemeinsamen Waldbesitz, sowie auf den benachbarten Flecken Salzdetfurth, mit dem die genannten Dörfer ihrer Holzgerechthe wegen in langandauernder heftiger Fehde lagen. 300 Jahre liegen die hier behandelten Vorgänge zurück. Ein genaueres Studium der Akten ergibt folgendes:

Die beiderseits der unteren Lämme gelegenen fünf Dörfer des domkapitularischen Amtes Marienburg Groß- und Kleindungen, Wesseln, Detfurth und Hockeln bildeten seit Alters in bezug auf die in ihrem Bereich liegenden Waldungen eine Interessengemeinschaft. Der wichtigste Zweck des Verbandes war, die Holzungs- und Huderechte (Waldweidrechte) gemeinsam zu wahren, den Wald vor frevelhafter Ausbeutung zu schützen und Holzfrevel, seien es Einheimische oder Auswärtige, nach Gebühr und Herkommen anzuklagen und zu bestrafen. Die Holzberechtigten nannten sich Holzerben oder auch „die Holten“. Sie wählten aus ihrer Mitte den Holzgrafen 1646 bekleidete dies Amt Christoph Kratzenberg aus Hockeln; sein Vorgänger war Hans Klöpffer aus Großen Dungen. Der Holzgrefe leitete die Verhandlungen des Höltings (des Holzgerichts), das alle Vierteljahr zu Großen Dungen auf dem Thie gehalten wurde. Auf ihm mußten alle Holten ohne besondere Ladung erscheinen. Die ein für allemal festgesetzten Höltingstage waren der Donnerstag nach Peters Stuhlfeier (= der erste Do. nach dem 22. Februar), der Donnerstag nach Urbani (25. Mai), der Donnerstag nach Bartholomäi (24. August) und der Donnerstag nach Klemens (23. November). Der Wahrtmeister und mehrere Holzgeschworene, die ebenfalls im Auftrage der Holten handelten, hatten darauf zu achten, daß gegen die Bestimmungen der Höltingsartikel, die alle Jahre bei einem der 4 Höltinge allen Holzerben durch Frage und Antwort erneut in Erinnerung gebracht wurden, von niemandem verstoßen wurde. „Verbrechen“ (= Vergehen gegen diese Satzungen, Holzfrevel) hatten sie auf dem nächsten Hölting zur Anzeige zu bringen. Wahrtmeister und Holzgeschworene waren also eine Art Holzpolizei.

Als höchste Erben des Holzgerichts galten und wurden bei den allgemeinen Fragen und Antworten des Höltings immer erneut bezeichnet und anerkannt die Herren von Walm (d. i. Wallmoden), die als derzeitige Besitzer des Gutes Heinde an der Holzmark der genannten 5 Dörfer beteiligt waren, und die Herren von Wrisberg, die seit dem Jahre 1600 das Gut Wesseln besaßen und dieserhalb zu den Holten gehörten. Auch das Hildesheimer Domkapitel beanspruchte Holzerbenrechte, wohl wegen seiner obrigkeitlichen und landesherrschaftlichen Rechte im Amte Marienburg; doch die Holten ließen diese Ansprüche nicht gelten.

Die althergebrachten Rechte der beiden höchsten Erben und die nicht anerkannten Ansprüche des Domkapitels wurden auf dem am Donnerstag nach Urbani 1646 in der Mordmühle gehaltenen Holzgericht durch die Holten in eine sehr anschauliche Form gekleidet: Auf die Frage des Gogrefen, was die höchsten Erben für Gerechtigkeit in der 5 Dörfer Geholze hätten, antwortete der Umstand (= die das Hölting umstehenden Holten): „Wenn die von Wrisberg und Wallmoden hineinreiten, mögen sie wohl ein Fuder darin hauen und mit Wagen heimfahren; doch wenn die Herren (= die Herren des Domkapitels) darein reiten und dadurch reiten, mögen sie wohl einen Strauch darin abbrechen und damit dem Pferde die Fliegen wehren; wenn sie aber wieder hinausreiten, müssen sie den Strauch wieder zurück werfen.“

Dagegen wurde schon zwei Jahre später, wohl in Ausnutzung der durch den Dreißigjährigen Krieg verursachten allgemeinen Rechtsunsicherheit, von den Holten für Recht erkannt, daß auch die von Wrisberg und von Wallmoden

in den Samtholzungen keinerlei Sonderrechte besäßen und pfandbar seien, falls sie das ihnen früher zugestandene Fuder darin hauen ließen. Auch die altüberkommene Pflicht des Holzgrafen und der Wahrtmänner, bei ihrem Amtsantritt vor den höchsten Erben persönlich zu erscheinen und Treue zu geloben, wurde damals von den Holten verneint. Börries von Wrisberg protestierte mündlich und schriftlich, persönlich und durch Notar; doch die mähliche Lösung alter Bindungen ließ sich nicht aufhalten.

Es wurde — die Akten bekunden es durch viele Blätter hindurch — in diesen beanspruchten und bestrittenen Rechts- und Besitzfragen auch sonst viel geschrieben, protokolliert, verhört und verhandelt. Das Domkapitel, die von Wrisberg, die 5 Dörfer, die von Wallmoden, das Amt Marienburg und die benachbarten Ämter Winzenburg und Wchldenberg, die Herren von Steinberg als Erb- und Gerichtsherren des angrenzenden Salzdetfurth und der Rat dieses Fleckens — sie alle sind als Kläger, Widerkläger, Befehlende oder Protestierende mit ihren Schriftstücken in den Akten anzutreffen. Dazwischen finden sich die bei den regelmäßig gehaltenen Holzgerichten geführten Protokolle, in denen der Nachwelt überliefert ist, wer gegen die Holzordnung verstieß, wer den Frevel deswegen beklagte und wie der Holzfrevel gesühnt wurde. Viele Namen werden da genannt, nicht nur von den Holten in den 5 Dörfern, sondern auch von sogen. „Ausholtern“, „Mithberechtigten in Nachbarorten wie Heinde, Listringern und Salzdetfurth.

Eines der Aktenblätter enthält die Abschrift eines Berichtes, der im Jahre 1668 in das Holzgerichtsbuch eingetragen wurde. Hier heißt es von den Salzdetfurthern: sie hätten „mutwillige und gewalttätige practica gegen die 5 Dörfer der oberen Börde des Amtes Marienburg verübt, indem sie in der Kreuzwoche des Jahres 1668 aus der gemeinsamen Grenze am hinteren Beyenberg die Schnatbäume (= Grenzbäume) heimlich ausgehauen und weggeführt, daß man nicht wissen können, wo dieselben hinkommen, bis man aus fleißigem Nachsinnen etliche Wochen darauf in Erfahrung gebracht, daß die Herren Pfänner von Salzdetfurth die Freveltat vollbrachten, um damit ihre Rechte an jener Grenze zu praktizieren. Worauf dann der Holzgrefe Hermann Paul, der Wahrtmeister Thomas Papen und sämtliche Geschworene die Holten aus den 5 Dörfern zusammen fordern lassen. Wie nun solches bei der Zusammenkunft ist vorgetragen, ist einhellig beschlossen:

Nein, mit nichten nicht wolle man das leiden, sondern man solle Johann Ackermann samt zweien Geschworenen, nämlich den Müller-Meister Christoph Heuer zu Kleindungen und Franz Bieling von Wesseln, nach dem Salz (d. i. Salzdetfurth) an die Herren (an den Rat) schicken und diese ernstlich durch selbige besprechen lassen, daß sie sich innerhalb von 8 Tagen einfänden und den 5 Dörfern für solche heimlich begangene Tat Satisfaktion leisteten. Welches dann von den Abgeschickten fleißig ins Werk gerichtet auf der Sälzer Ratsstuben in Gegenwart des Herrn Bürgermeisters Grumbrecht, des Vogtes Jürgen Hameren, wie auch der Bürger Hermann Meyers und Heinrich Peinen junioris.

Nach den gesetzten 8 Tagen aber sind keine Deputierten vom Salz erschienen, sondern nach langem Beratfragen sind sie nacher Hildesheim ggangen, einen Advokaten namens Dempter hierin zu bestellen, welcher sie dann auch ermuntert, diese Sache auf die lange Bank zu spielen und sich keineswegs den 5 Dörfern zu unterwerfen. Bis die Pfänner schließlich vor unser Holzgericht geladen, woselbst sie zwar nicht persönlich erschienen, doch den Notarius Clodius von Bodenburg sandten, um zu hören, was vorgehen möchte.

Wurde von den Erben und Holten der 5 Dörfer eingebracht: wenn ein Miterbe oder Einholte solche heimliche Entfremdung der Schnatbäume begehen würde, wäre die Strafe, soviel Tonnen Broihan (= Bier) zu geben, als Holten und Erben wären, außerdem dem Holzgrefen 1 Faß, dem Wahrtmeister $\frac{1}{2}$ Faß und jedem Holzgeschworenen absonderlich noch 1 Tonne Broihan; ihnen, den Salzdetfurthischen aber als Ausholtern wäre solche Strafe gedoppelt.

Wovon sie dann alsbald stante pede und mit lauter Stimme sich beim Hochwürdigen Domkapitel beschwert, worauf dann nach langem Flehen die Domherren von Schnetlage, von Niehausen und von Brabeck als Deputierte herauskommen, die Sache zu besichtigen. Der Sälzer Meinung aber war, das Hochw. Domkapitel als unsere hohe Obrigkeit sollte in unser Holzgerichte einen Eingriff tun; es ist aber weit gefehlet gewesen. Seind sie doch gleichwohl hartnäckig ver-

blieben, bis die 5 Dörfer endlich zur Auspandung greifen müssen und ihnen Vieh im Wert von über 150 Taler weggenommen; worauf die Sälzer mit Büchsen, Spießen und Stangen herausgefallen und uns verfolgt, um das Vieh wieder abzunehmen. Es ist ihnen aber übel gelungen, da wir von ihnen 12 Mann gefangen und mitgeführt, wovon 8 heimlich des Abends wieder ausgerissen; die übrigen 4 aber, damit sie nicht alle uns zu Schimpf und Spott wider unsern Willen ausrissen, haben wir in Hellen und Wagenketten an den Tisch schließen lassen bis Austracht der Sache. Worüber sie dann stark bei dem Hochw. Domkapitel angehalten.

Doch weil die Sälzer die gütliche Beilegung ablehnten, hat das Domkapitel seine Vermittlung in der Sache aufgegeben, und sind die Sälzer nachgehends in so große Forcht kommen, daß sich schier keiner im ganzen Amt sehen lassen dürfen, und also aus höchster Not, um ihre Gefangenen und ihr Vieh zu lösen, sich uns, den 5 Dörfern, unterworfen und 80 Taler zur Strafe und 8 Gulden 10 Groschen Unkosten erlegen müssen. Für die begangene Gewalttat aber im Amt

(Marienburg), daß sie mit Gewehr uns verfolgt, haben sie dem Hochw. Domkapitel zur Strafe erlegt 50 Taler.

Woraus zu sehen spiegelklar, wie sie vor, in und nach dem Kriegswesen ihre practiquen gegen die 5 Dörfer gebraucht, aber für dieses Mal den kürzeren gezogen. Solches geschehen 1668, und der Streit schier über $\frac{1}{2}$ Jahr gedauert, bei Zeiten des Holzkresen Hermann Pauls zu Gr. Düngen, des Wirtmeisters Thomas Papen zu Hockeln und der 7 Geschworenen Gottfried Wulf und Cord Dohnen zu Gr. Düngen, Christoffel Heuer zu Kl. Düngen, Franz Bieling und Caspar Harenberg von Wesseln, Heidentreich Creutzkamp von Hockeln und Franz Krusen von Detfurth.

Ein „Kriegsbericht“ — wir wissen es nur zu gut — ist oft sehr einseitig. Man müßte auch hier die andere Seite hören. Doch die Salzdefurth Ratsakten sind verloren. Vielleicht hätten sie der Nachwelt überliefert, daß die Salzdefurthischen nach dieser „Fehde“ nicht minder triumphierten wie ihre benachbarten fünf feindlichen Dörfer.

Wilhelm Hartmann.

H. Knösel:

Schätze des Waldes in früherer Zeit

Unsere Wälder haben nicht nur ihre große wirtschaftliche Bedeutung, sie sind darüber hinaus auch für die klimatischen Verhältnisse, die Bewässerung und Volksgesundheit von größter Wichtigkeit. Schon im Mittelalter wußten unsere Vorfahren Waldbesitz wohl zu schätzen, und nachdem im 14. Jahrhundert die der Landgewinnung dienenden Rodungen zu einem gewissen Abschluß gekommen waren, suchten die berechtigten „Holzerben“ später den Bestand durch „Holzordnungen“ und die durch das genossenschaftliche Holzgericht oder „Holting“ (Holz-Ding) verhängten Strafen zu schützen. So durften z. B. Angehörige der im „Großen Vorholz“ nicht berechtigten Häuser Steuerwald und Steinbrück beim Durchreiten sich wohl einen Zweig brechen, „dem Pferde die Fliegen zu wehren“, mußten die Gerte aber an der Waldgrenze zurückwerfen, sonst wurden sie „pfandbar.“ Wer in den Hildesheimer Stadtwaldungen als Fremder am Tage mit Pferd und Wagen angetroffen wurde, sollte verlieren, „wat he vor de Sweppen (Peitsche) hadde“, also die Pferde. Zur Nachtzeit Betroffene drohte man an einen Baum zu hängen.

Unser Stadtwald wies früher wenig geschlossenen Hochwald und keine Nadelhölzer auf. Der hauptsächlich nur Knüppelholz und Wasen liefernde Niederwald verjüngte sich aus Wildsamung und dem Nachwuchs der Stuken. Diese durften darum nicht „grün“ gerodet werden, und die Holzholer wurden am Stadttor daraufhin kontrolliert.

Wenn auch die mechanische und mehr noch die chemische Auswertung des Rohstoffes Holz in unserer Zeit außerordentlich umfangreich ist, so war die eigentliche Waldnutzung früher doch vielseitiger, als heute. Vor dem Aufkommen der Steinkohlenfeuerung bildete das Holz hier das alleinige Brenn- und Heizmaterial. Es durfte nach alter Bestimmung nur in den Wintermonaten gehauen werden, und die Holzberechtigten hatten vorher als Ausweis das „Holzzeichen“ zu lösen. Die Förster und Holzwarde wiesen den Holzerben die Haue an und begrenzten sie mit einem Strick, so daß niemand „über die Schnur hauen“ konnte. Leseholz durfte nur an bestimmten „Holztagen“ gesammelt werden. Besonders große Brennholzmengen wurden für die Bierbrauerei der Bürger, die Kalk- und Ziegelöfen und in der weiteren Umgebung auch für die Salzsiederei und Glashütten benötigt. So z. B. verbrauchte der städtische Ziegelhof im Jahre 1447 über 300 Fuder Holz, die hiesige Kalkbrennerei 1577 allein fast 2700 Schock Wasen. Letztere dienten auch zur Ausbesserung der oft grundlosen Straßen sowie zur Uferbefestigung.

An eigentlichem Bauholz mangelte es in den Hildesheimer Waldungen, es mußte bei dem erheblichen Bedarf für Fachwerkhäuser von auswärts bezogen werden. Sonstiges Nutzholz wurde für die verschiedenen Haus- und Wirtschaftsgeräte, die heute vielfach aus Metall und Kunststoffen bestehen, verwendet (Eimer, Zuber, Mollen, Flachs- und Ackergeräte usw.) „Hopfen-, Wein- und Erbsstiefeln, auch Weiden, Gerten und Zaunholz“ durften nach einem Höltingbeschuß von 1581 nur Holzerben aus dem Walde holen.

Eine andere Waldnutzung bestand in der Köhlerei, wie sie schon 1353 vom Kloster Marienrode im „Tossumer Holze“ (Tosmer) betrieben wurde. Das Kloster Lamspringe ließ ebenfalls „köhlern“ und mußte z. B. dem Hildesheimer Kreuzstift jährlich 1 Fuder Kohlen auf einem 10 Ellen langen Wagen liefern. Auch bei Wallmoden rauchten schon im Mittelalter Kohlenmeiler, und im ehemaligen Amte Winzenburg deuten Flur- und Forstnamen wie „Kohlhai“ und „Kohli“ auf einstige Köhlerplätze hin.

Die Hildesheimer bezogen ihre Holzkohle von auswärts und konnten sie auf dem Markte kaufen. Sie diente als

Wärmequelle in Wohnungen, Kirchen und Amtsräumen, wurde von den Metallhandwerkern und zur Pulverherstellung (Lindenkohle) auf dem Ratshofe benötigt. In den Stadtrechnungen finden sich regelmäßige Ausgaben für Kohle und deren Transport, und gleichzeitig wird ein Vorratsraum als „kolekamere“ im Rathaus erwähnt. Die städtischen Marktknechte mußten die Kohle auftragen und wurden deshalb auch „koldreger“ genannt.

Noch bis Ausgang des 18. Jahrhunderts wurde in unseren Wäldern auch die Pottaschenbrennerei betrieben. Die Pottasche fand Verwendung beim „Büken“ der Leinwand und der Wäsche sowie im Betriebe der Glashütten, wie solche sich bei Lamspringe, Winzenburg und Grünenplan befanden. Pottasche wurde z. B. bei Wallmoden, im Hainberge und bei Lamspringe gebrannt. Die in Salzdefurth beim Salzsieden anfallende Pottasche, in einem besonderen „Aschenturm“ gesammelt, wurde von der Grünenplaner Glashütte vertragsmäßig wöchentlich abgeholt. Bei einem jährlichen Verbrauch von 800 Ztr. bezog diese Hütte auch Pottasche von Wallmoden und Lamspringe.

Zu den weiteren Waldnutzungen des Mittelalters gehörte auch die Gewinnung von Bast, den die Weichhölzer, vor allem die Linde, lieferten. So ist bereits 1368 von dem Anteil der Holzerben an der „Wagenware, kolware und bastware“ die Rede, und in dem auf dem Klingenberg 1533 abgehaltenen Holting wird den Hildesheimer Ackerleuten und den Holzerben der Innerstedörfer jährlich ein Fuder Bastholz bewilligt. Zwar klagte man schon 1539, daß dem Walde zu viel Bast abgezogen wurde und „doruth ei groth vorwostinge begegnet“ und verbot deshalb das „Basten“ überhaupt, doch durften um 1550 die „kleinen Holzerben“ jährlich noch 3 Bund, die Ackerleute 1 Karre Bastholz holen.

Die von den Lohgerbern benötigte Eichenrinde wurde noch bis vor einigen Jahrzehnten durch das „Borken“ in unseren heimischen Wäldern gewonnen. Man „splettete“ die Rinde der etwa 15jährigen Eichen nach dem Anreißen mit einem Knochen auf dem Stamme oder nach gehörigem Klopfen mit dem Beilnacken auf einem Blocke ab. Die getrocknete Borke wurde früher in den Lohmühlen zerkleinert und von den Gerbereien verbraucht. Abnehmer der Eichenrinde aus den Wäldern um den Griesberg und Tosmer waren zuletzt noch die beiden Gerbereien in Bockenem und Bodenbürg.

Neben diesen eigentlichen Holznutzungen spielte unser Wald noch weit bis ins vorige Jahrhundert hinein auch eine Rolle als Viehweide. Das Hüterecht führte häufig zu Streitigkeiten und Prozessen, von denen auch unsere Stadtgeschichte zu berichten weiß. Es handelte sich bei diesem Weidebetrieb nicht nur um die „Trift“ der Schweine in die „Eichelmast“, sondern auch um Beweidung durch Pferde, Kühe und Schafe. Die Eichelmast im Ziegenberge wurde früher von der Kämmerei meistbietend verpachtet.

Schließlich lieferte der Wald — wie er es heute noch tut — dem Menschen das schmückende Grün für Feste und Feiern, jagdbares Wild, Beeren und Pilze zur Nahrung und heilsame Kräuter für des Menschen Gebrechen.

Quellen: Hoogeweg: Urkundenb. d. Hochstifts Hild., Doebner: Urkdnb. d. Stadt Hild., Gebauer: Gesch. d. Stadt Hild., Stadtarchiv: Akten CLXXXIX (Forstmandate...), Jahrb. d. Hist. Ver. 1927, Wilh. Hartmann: Urkdnb. d. Stadt Bad Salzdetfurth u. Regesten Wallmoden, Graff: Gesch. d. Kreises Alfeld. Gebauer: Der Hildesheimer Wald.

Vor 150 Jahren

Ende des klösterlichen Lebens in Derneburg

Von Kantor Karl Rieschel, Holle

Wenn im vergangenen Jahre schon verschiedene Veröffentlichungen über Derneburg erfolgt sind, so soll im folgenden doch noch einmal eines bedeutsamen Ereignisses seiner wechselvollen Geschichte gedacht werden: vor 150 Jahren fand das klösterliche Leben Derneburgs ein Ende. Am 23. Januar 1803 erschien der Beauftragte der neuen preussischen Verwaltung in Hildesheim, der von Preußen übernommene ehemalige Sekretär des Domkapitels, Malchus, beim Derneburger Abt mit dem königlichen Aufhebungsdekret. Im Refektorium, wo sich die Klosterinsassen versammelt hatten, vollzog er dann in feierlichem Akt die Auflösung Derneburgs, das Ende „seiner Existenz als geistliches Institut und aller damit in Verbindung stehenden sowohl geistlichen als politischen Verhältnisse“, und ließ sich zum Zeichen dessen die Inful, den Abtsstab und das Abts- und Conventssiegel aushändigen. Von dieser harten Entscheidung wurden betroffen: der Abt Johannes Faulhaber aus Königheim im Mainzischen, 59 Jahre alt; der Prior Engelbertus Piper aus Borsum, 70 J.; Franziskus Krüger aus Sillium, 70 J.; Pastor Kaspar Witzel aus Heiligenstadt, 62 J.; P. Rhode aus Hildesheim, 33 J.; Guilhelmus Willers aus Großalgermissen, 30 J.; Benediktus Aschemann aus Hildesheim, 25 J.; Professor Josephus Kinghold aus Schlettstadt im Elsaß, 33 J.; Küster Bernard Vorwerk, Diakonus, aus Sorsum, bei Hildesheim, 22 J.; Georgius Gall, Subdiakonus aus Magdeburg, 23 J.; ferner die beiden Novizen Andreas Tuschen aus Radbergen in Westfalen, 24 J., und der gleichaltrige Arnoldus Becker aus Hildesheim. Außerdem waren noch vier weitere Mönche in den Klöstern St. Agneten in Magdeburg und Adersleben im Halberstädtischen tätig, zwei als Pröpste, die beiden anderen als Geistliche; die Pröpste Jakobus Straffeld aus Montabaur im Trierischen, 76 J., und Jakobus Hambach aus Königheim, 51 J.; und die Pastoren Bernardus Engelhard aus Gieboldehausen, 32 J., und Franziskus Lange aus Hildesheim, 33 J.

Die Sorgen um ihre ungewisse Zukunft wurden schnell zerstreut, als sie die Bedingungen erfuhren, die der König ihnen bewilligt hatte: die jährlichen Pensionen betragen für den Prälaten 1500 Rtlr., für jeden Conventualen 250 Rtlr.; die beiden Novizen wurden jeder mit 750 Rtlr. abgefunden. Die vier in den beiden angegebenen Klöstern tätigen Mönche erhielten nichts, „da sie dort ihre Versorgung hätten“. Im übrigen war die preussische Verwaltung bestrebt, den Mönchen beim Übergang in die neuen Lebensverhältnisse behilflich zu sein. Sie durften im Kloster weiter verbleiben, sofern sie nicht bereit waren, ihre Pensionen „an jedem beliebigen Ort, bei ihren Verwandten oder wo sie sich sonst fixieren wollten, nur innerhalb der königlichen Lande, zu verzehren“. Auch wurde jedem das Mobiliar seiner Zelle, einige Effekten und Wäsche als Eigentum überlassen.

Nur als es sich um die Frage des Weiterbestehens der Klosterkirche handelte, war es mit dem Entgegenkommen der Klosterinsassen, vor allem des Prälaten, vorbei. Dem nüchternen Denken eines Malchus stand die finanzielle Seite im Vordergrund. Da fehlte eine besondere Dotation sowohl für die Kirche wie für das Pfarramt; vor allem aber war der weitere Ausbau des Inneren der zwischen 1735 und 1749 errichteten stilvollen Kirche infolge eines lähmenden wirtschaftlichen Niederganges unterblieben. Nach der Darstellung des Kommissars fehlten „Chor, Altäre, Kirchenbänke und Orgel“, deren Beschaffung einen größeren staatlichen Zuschuß erforderte, und so hatte Malchus, um einer unerwünschten

Belastung des Derneburger Etats aus dem Wege zu gehen, die Umwandlung der Kirche in eine Scheune vorgeschlagen. Hiermit traf er aber den Prälaten an einer wunden Stelle, die Kirche mußte unter allen Umständen erhalten bleiben. Das hat er dann auch im Verein mit dem Generalvikariat erreicht, allerdings nur für eine kurze Frist; wenige Jahre später schloß die westfälische Regierung die Kirche und hob den Gottesdienst auf, und nach der Besitzergreifung des Derneburger Klostergrundes durch den Grafen Münster verschwand sie ganz; ihr Westteil wurde zum massigen, viereckigen Turmgebäude mit Rittersaal und großem Treppenaufgang ausgebaut, und der Rest fand 1817 bei der Errichtung der katholischen Kirche in Sottrum Verwendung.

Daß indes die so gewichtigen finanziellen Bedenken des Kommissars gar nicht entscheidend sein konnten, enthüllt eine Bekanntmachung der Hildesheimer Königlichen Special Organisations-Kommission im „Wochenblatt für die Königl. Preussische Stadt Goslar und angrenzende Städte, Flecken und Dörfer, Sechzehntes Stück vom Sonnabend, dem 16. April 1803“. (Die freie Reichsstadt Goslar gehörte auch wie das Fürstentum Hildesheim zu den 1802 an Preußen gefallenen „Entschädigungsländern“.) Nach diesem, dem hiesigen Pfarramt von Dr. Sievers, Hannover, freundlich zur Verfügung gestellten Ausschreiben wurden am 27. April 1803 und folgende Tage „auf dem säkularisierten Kloster Derneburg im Fürstentum Hildesheim verschiedene zu einem großen Orgelbau teils schon zugerichtete, teils noch rohe Materialien“, außerdem große Mengen Baumaterialien von allen möglichen Holzarten, „gegen gleich bare Bezahlung in Preussisch Courant öffentlich an die Meistbietenden verkauft“. Aus den angegebenen Mengen — z. B. ca. 10 Ztr. gegossene Pfeifenplatten von einer sechslötigen Composition, über 20 Ztr. Blei, 1/2 Ztr. englisch Zinn, 82 Pfd. Messing, sämtliche größtenteils fertige Windladen und das zugeschnittene, sehr ausgetrocknete Holz — ist zu ersehen, daß es sich um das nahezu vollständige Material für die noch fehlende Orgel und weiterhin um das Bauholz für die Innenausstattung der Klosterkirche handelte. Der ein halbes Jahrhundert vernachlässigte und unterbliebene Ausbau des Kircheninnern war jetzt schon von langer Hand vorbereitet.

Das überrascht den Kenner der damaligen Derneburger Wirtschaftsführung nicht. Der — auch in dem „Wochenblatt“ erwähnte — überaus tüchtige Administrator Köpp hatte es verstanden, in kaum neun Jahren nicht nur die beträchtliche klösterliche Schuldenlast zu tilgen (über 65 000 Rtlr.), sondern auch, wie wir jetzt feststellen müssen, die Beseitigung einer unerfreulichen Hypothek aus vergangener schlechter Klosterführung weitgehend vorbereitet zu haben. Daß die preussische Verwaltung diese Absicht durch die schnelle Veräußerung allen vorhandenen Materials illusorisch machte, legt den Schluß nahe, daß auch sie nicht willens war, die Klosterkirche für die Zukunft der gottesdienstlichen Benutzung zu überlassen, sondern sie bei passender Gelegenheit doch noch der „wünschenswerten ökonomischen Bestimmung“ zuzuführen.

Nur kurz sei zum Schluß noch darauf hingewiesen, daß der oben genannte Derneburger Küster Bernard Vorwerk aus Sorsum um die Mitte des vorigen Jhdts. auf seinem Besitzum in Otbergen das dortige Mendikantenkloster errichtete, die heutige Niederlassung der Franziskaner.

Literatur: Günther: Der Ambergau — Dr. Ernst Korschak,

Heimatliche Gedenktag im Jahre 1953

Tausend Jahre Hildesheimer Geschichte

Vor 60 Jahren legte der Meister historischer Darstellungen, Professor Prell, den Pinsel beiseite. Er hatte die Ausmalung der Hildesheimer Rathaushalle vollendet. Die bedeutsamsten Ereignisse aus zwei Jahrtausenden hildesheimischer Geschichte waren in monumentalen Gemälden festgehalten. Mehr als es Worte vermochten, hatte seine Kunst die wechselvolle Vergangenheit dieser Stadt in Bildern aufgefangen und der Nachwelt die Größe jener Tage gedeutet.

In der Rückschau auf jene Zeiten, die das Werden und Wachsen Hildesheims ebenso begleiteten wie das Wohl und Wehe ihrer Menschen, mögen die Jahre Stationen eines langen Weges sein, deren Wiederkehr zu besonderem Gedenken aufruft. Am Anfang dieses Weges steht eines der glanzvollen Ereignisse, die Prells Kunst nacherleben ließ: Vor 950 Jahren, Palmsonntag Anno Domini 1003, empfing Hildesheim kaiser-

lichen Besuch, und kein Geringerer als Bischof Bernard begrüßte Heinrich II. als hohen Gast am Dom. — Hundert Jahre vorher hatte ein Wechsel auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl stattgefunden; der 903 verstorbene Wigbert erhielt in Walbert einen tatkräftigen Nachfolger. Unter seiner Regierung wurde der erste Dompropst eingesetzt.

Im Jahre 1028, ein Vierteljahrhundert nach dem Besuche des Kaisers Heinrich, erbaute Godehard die Sülte, eine trutzige Veste. Vor 800 Jahren (1153) gab der erblindete Bischof Bernhard I., der in der Godehardkirche eine der schönsten romanischen Gottesburgen Niedersachsens schuf, die Regierung ab an Bruno, dessen Sorge um die Wiederherstellung der Werkstätten des Bischofshofes und um die Ausstattung des Domes ein ehrendes Gedenken verdient.

Erst 275 Jahre später (1428) tritt wieder ein stadtgeschicht-

lich wichtiges Ereignis ein, das besonderer Erwähnung bedarf. In diesem Jahre gewann Hildesheim das Recht, selbst Münzen zu schlagen. — Vor 500 Jahren bekam auch die Neustadt eine eigene höhere Schule.

450 Jahre sind es her, daß mit Johann IV. jener Bischof zur Regierung kam, der durch den unglücklichen Ausgang der Stiftsfehde Land und Volk verlor, unserer Heimat aber gleichzeitig unermesslichen Schaden zufügte. Das war 1503 — und in dieses Jahr fällt auch die Grundsteinlegung für den Turm von St. Andreas und der Bau von St. Jakobi.

Wieder verging ein Vierteljahrhundert (1528): Da holte Bürgermeister Wilde für aus Spanien Hildesheims neues Wappen, das Kaiser Karl V. der Stadt verliehen hatte und in dem Frau Feye als Hildesheimer Jungfrau neu erstand. Im gleichen Jahre hatte die neue Lehre bereits Eingang in die Stadt gefunden, und die Anhänger Luthers gaben in einer Demonstration vor dem Ostertore ihrer Überzeugung sinnfällig Ausdruck. 25 Jahre später — man schrieb 1553 — wurde der Hildesheimer Religionsfriede geschlossen, der den Bürgern die evangelische Religion erlaubte, dem Bischof die gewohnte Huldigung sicherte. Ebenfalls vor 400 Jahren fand die auch für Hildesheim bedeutungsvolle Schlacht von Sievershausen statt.

Vor 275 Jahren (1628) begannen die Nöte des Dreißigjährigen Krieges für unsere Heimat spürbarer zu werden. Noch konnte sich die Stadt mit 24 000 Taler Kontribution den Forderungen Tillys gefügig zeigen, während das Land, wo die Gegenreformation die Gemüter erhitzte, die Drangsale des Krieges über sich ergehen lassen mußte.

Mit dem Jahre 1703 ist für die Stadt wiederum eine Zeit heftigster Auseinandersetzungen gekommen. Diesmal muß der Streit, der zwischen Rat und Bürgerschaft ausgebrochen ist, durch den Einsatz fremder Truppen geschlichtet werden.



Ein Blick vom Kehrriederturm

Man hatte die von der „Gemeinschaft Hildesheimer Künstler“ mit viel Opfermut betriebenen Arbeiten im Kehrriederturm besichtigt — da reizte ein Blick aus einer der Fensterrfronten zu einer Aufnahme: aus der Höhe scheint sich noch viel schöner zu offenbaren, was an fachwerkbaulichen Reizen der Stadt Hildesheim übriggeblieben ist, als wenn man, getrieben von den Aufgaben seines Tages, an ihnen vorbeiläuft. Ihnen, die uns noch immer viel erzählen können, sollte man ein Höchstmaß an erhaltender Sorgfalt zuwenden.

25 Jahre weiter: Da beginnt der Hofmaler Bernhardini, vom kunstsinnigen Bischof Clemens August nach hier berufen, mit den Gemälden im Dom.

Mit dem vor 150 Jahren vollzogenen Reichsdeputationshauptschluß wird die bereits ein Jahr vorher eingetretene Auflösung des Fürstbistums Hildesheim amtlich bestätigt. Die Aufhebung der Klöster St. Michael, St. Godehard und der Sülte (1803), die Beseitigung der Taxisschen Post und die Verlegung des Posthauses nach dem Wiener Hof, die Errichtung eines Galgens auf dem Marktplatz — alles das sind Folgerscheinungen des Überganges an Preußen. Die „Gerstenbergsche Zeitung“, die 1955 auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken kann, heißt von 1803 an „Königlich-preußische Allergnädigst privilegierte Zeitung“. Hildesheims Einwohnerschaft wurde in einer ersten, mit preußischer Genauigkeit geführten Zählung mit 11 108 Seelen ermittelt.

Ein Jahrzehnt später war der Spuk der westfälischen Herrschaft bereits verfliegen, denn im Jahre 1813 nahmen hundert Kosaken als „Freunde und Befreier“ Quartier in der Stadt, die dann Ende des gleichen Jahres an Hannover fiel, das schon vor Preußen Annektionsgelüste an Hildesheim gezeigt hatte. Auch das Landwehrbataillon Hildesheim entstand in jenen Tagen.

Vor 130 Jahren (1823) wurde die Landdrostei Hildesheim als hannoverscher Verwaltungsbezirk eingerichtet. In demselben Jahre brannten auf dem Hohen Wege erstmalig ein Teil der für die Stadt vorgesehenen 111 Öllaternen — Beginn einer öffentlichen Straßenbeleuchtung.

Hundert Jahre sind es her, seit das Knochenhauer-Amtshaus in städtischen Besitz überging, die katholische höhere Mädchenschule von den Ursulinen übernommen wurde, Bürgermeister Boysen an die Spitze der Stadtverwaltung trat, die Glockengießerei Radler ihre Arbeit aufnahm, die Eisenbahnstrecke Hildesheim — Nordstemmen eine dringende notwendige Verbindung herstellte.

Vor 9 Jahrzehnten wurde der Steinberg aufgeforstet und St. Godehard nach umfassender Restaurierung wieder gottesdienstlichen Zwecken zugeführt.

Vor 80 Jahren erfolgte die Anlage der Sedanstraße, vor 70 Jahren die Grundsteinlegung zum Weiterbau des Andreasturmes, die Gründung der Zuckerraffinerie und der große Umbau des Rathauses.

In eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwunges führte das Jahr 1893. Da wachsen die ersten Straßenzellen, von der jüngst zuvor gebildeten „Gemeinnützigen Baugesellschaft“ errichtet, im Neustädter Wiesenkamp heran, erhält das Regierungsgebäude am Domhof seine neue Gestalt, beginnen die Vorarbeiten zum Bau des Städtischen Krankenhauses, wird der Ostbahnhof eröffnet, erstet die Handwerkerschule, kommt das Andreas-Museum zur Einrichtung, erhalten die Häuser eine Numerierung nach Straßen, ist der Rathaussaal fertig und erfährt die Bernwardsgruft eine stilvolle Renovierung.

Im Jahre 1903 beschlossen die Städtischen Kollegien den Bau einer Straßenbahnlinie vom Hauptbahnhof bis zum Moritzberg — die Ausführung des Planes verzögerte sich allerdings. Ebenfalls vor 50 Jahren wurde auf der Strecke Hildesheim — Goslar das zweite Gleis verlegt. — Am Hauptbahnhof erstand das Hotel „Europäischer Hof.“

40 Jahre sind vergangen, seitdem die Godehardbrücke dem Verkehr übergeben werden konnte, eine Straßenbahn erstmalig durch die Neustadt fuhr und der Katzenbrunnen auf dem Neustädter Markt sein Wasser springen ließ. Damals wurde auch ein Walderholungsheim auf dem Rottsberg eingerichtet und die Union (Stadthalle) zum Gesellschafts- und Konzerthaus Hildesheims umgewandelt.

Mit dem Jahre 1923 sind die Erinnerungen an die trostlose Inflationszeit verbunden, die zur Schaffung einer öffentlichen Speisehalle wie zur Einstellung des Straßenbahnverkehrs zwang. Erst mit dem Ende jenes Jahres kam durch die Rentenmark allmählich wieder Ordnung in das wirtschaftliche Gefüge der Stadt. Ein noch viel schicksalsreicherer Jahr (1933) brach mit der „Machtübernahme“ vor zwei Jahrzehnten an. Zwischen beiden liegt die vor 25 Jahren vorgenommene Einweihung des Kreishauses Marienburg, die Eröffnung der Wirtschaftlichen Frauenschule Trillkegut, die in Gegenwart des Reichspräsidenten von Hindenburg vollzogene Übergabe des Hildesheimer Hafens und die Konzessionierung von vier neuen Apotheken. Vor 15 Jahren — und damit sei der Übergang von der jüngsten Vergangenheit in die Gegenwart vollzogen — verlegten die Boschwerke einen großen Teil ihrer Produktionsstätten in den Hildesheimer Wald und wurde Neuhof in das Stadtgebiet eingegliedert.

Von der Gegenwart aber mag der Blick sich in die Zukunft, in eine hoffentlich friedvolle Zukunft wenden. Der trotz Not und Tod, trotz Zerstörung und Zusammenbruch ungebeugte Wille zum Leben und Aufstieg stützt diese Hoffnung auf eine neue Entwicklung des alten Hildesheims.

Ein Hildesheimsch Gebot und ein Pirnaischer Pott

Witiges und Spitziges im heimischen Volksmund

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten sind ein lebendiges Besitztum des Volkes und mit Recht hat man sie die Weisheit der Straße genannt, denn in ihnen spricht sich ja das Volk mit seiner Weisheit am bestimmtesten aus. Viele Spruchweisheiten haben ihren Ursprung in den Verschiedenheiten und Gegensätzen zwischen den einzelnen Landschaften, Städten, zwischen Stadt und Land, zwischen den Ständen, Berufsarten, Sitten, Gewohnheiten, Lebensanschauungen und sonstigen Motiven des Volkes, die einst charakteristisch für sie waren und zu Reibungen, Äußerungen des Mißtrauens und Neckereien vielfach Anlaß gegeben haben. Die historischen Sprichwörter bewahren eine lehrreiche Erinnerung an eine geschichtliche Begebenheit, oder an einen geschichtlichen Zustand, und zeigen, wie das Volk diese Dinge aufgefaßt und beurteilt hat. „Die Preußen und die Wanzen bringt man nicht wieder heraus“, sagte man 1866 in Niedersachsen. „Preußen ist wie eine wollene Jacke“, gab Bismarck einer Deputation aus den 1866 einverleibten Landesteilen zur Antwort. Er meinte: Preußen ist wie eine wollene Jacke, in der man sich zuerst unbehaglich fühlt, später aber empfindet man sie angenehm und wohlthätig wirkend. — Der Ursprung stammt jedoch von Arndt: „Es ist

bei Moringen und hat auch heute noch bedeutende Töpferreien.

Ähnlich wird das Verhältnis zwischen Hildesheim und Pirna gewesen sein. In Hannover-Münden kennt man es ebenso: „Ein hannöversches Gebot und ein Oberröder (am linken Ufer der Werra gelegen) Topf, über drei Tage halten sie nicht.“

„Der Hildesheimer Stiefelknecht bekam den Preußen recht und schlecht“, hat historische Bedeutung. Nach der Überlieferung soll Preußen 1803 aus der Michaelis-Kirche eine Glocke geraubt haben, die eingeschmolzen wurde und zu Geldstücken Verwendung fand. Die daraus entstandenen Silbermünzen nannte das Volk „Stiefelknechte“. Aber die Stiefelknechte haben den Preußen kein Glück gebracht, sie gingen alle in der Schlacht bei Jena verloren.

Eine etwas irreführende Rede wird mit „Hildesheimer Latein“ bezeichnet. Der Ursprung dieses Ausdrucks soll sich so zugetragen haben: Auf dem Basler Konzil 1434 befand sich auch ein hildesheimer Prälat, der sich mehr um die wirtschaftlichen Angelegenheiten seines Klosters bekümmert hatte, als um hochgelehrte theologische Streitigkeiten. Unangenehm empfand aber der Hildesheimer Herr zu Basel den Mangel an Gelehrsamkeit, besonders als ein päpstlicher Legat ihn auf verbindliche Weise in äußerst gewähltem Latein anredete. Seine hildesheimische Antwort war recht holprig, da flüsterte dem Bedrängten ein hildesheimischer Kaplan zu: „Zählt schnell alle dem Kloster zehntpflichtigen Dörfer hintereinander auf, die um Hildesheim herumliegen!“ Da fühlte sich der Prälat auf heimischem Grund und schwadronierte: „Söhre, Itzum, Heinde, Lechstädt, Achten, Asel, Babenstedt, Drispennstedt, Maxen, Giessen, Borsum und Sorsum!“ Verwundert hörte der römische Kirchenherr auf die seinem Ohr so seltsam klingenden Laute, begriff aber vollkommen, als der hildesheimische Kaplan nun weiter das Wort ergriff und bedeutete, der Herr Prälat sei so sprachgelehrt, daß seine Rede sich immer unwillkürlich zu einem Gemisch aus den verschiedensten Zungen gestalte. Respektvoll verneigte sich der Legat und hatte weiter keinen Anlaß, den gelehrten Herrn zum Reden herauszufordern.

Nachbarliche Mannsleute höhnten mit Bezug auf die weiblichen Vertreter Hildesheims gern:

„Die Hildesheimer Mägdlein
Sind von besondrer Art:
Auf Dächern mit dem Kränzlein
Und auch mit langem Bart!“

Ursprünglich stand nämlich auf den Hildesheimischen Fahnen und Stadtwappen die „Hildesheimische Jungfer“ mit einem Kranze in der Hand. So lange die Feinde der festen Stadt sich vergeblich an den starken Wällen und Mauern die Zähne ausbeißten, trug, nach der Sage, die Jungfer ihren Kranz stolz auf dem Kopfe; als aber die Stadt einst in Feindes Hand fiel, da fiel auch der Jungfer der Kranz vom Kopfe in die Hand.

„Die Jungfer mit dem langen Kapuzinerbart“ ist eine Sagenfigur. Wer des Nachts nichts im letzten Rosenhagen zu tun hat, bleibe da fort; denn es hat dort an der Mauer schon mancher etwas gesehen, erzählen alte Leute, was er in seinem Leben nicht wieder sehen möchte. Nachts zwischen zwölf und eins geht dort eine Jungfer in ganz altfränkischer Tracht und mit einem langen pechschwarzen Bart. Jeden, der ihr begegnet, hält sie an, stößt einen Seufzer aus, der einem durch Mark und Bein geht, und spricht die dumpfen Worte: „Man lebt nur einmal in der Welt!“ — dann aber fällt sie in ein Lachen, das greulicher klingt als alles Heulen und Geschrei der ärgsten Verzweiflung. Das ist die unglückselige verwünschte Jungfrau, die Spiel und Tanz und nur das Vergnügen liebte.

„Fall nicht herein auf jeden Leim
Till Eulenspiegel spukt in Hildesheim!“

wird warnend Leichtgläubigen zugerufen, wenn sie irgendwie genarrt werden; denn der vagabundierende Till Eulenspiegel hat auch seine losen Streiche in Hildesheim ausgeführt.

Wenn im Wirtshaus einer der Stammtischrunde nach mehrfachem Umtrunk „abzusacken“ scheint, ruft man ihm ermunternd zu: „Plättner, wake up, de Greveschopp to Winsenborch, de steyt los!“ (d. h.: „Glatzkopf, erwache, die Grafenschaft Winzenburg ist herrenlos!“ Der Ursprung dieser Redensart liegt sehr weit zurück. Bothes „Croncken der gassen“, gedruckt 1492, hat die Angelegenheit ausführlich beschrieben.

Fragt irgend einer nach dem Weg, gibt man ihm scherzend zur Antwort: „Gah man immer den Eierschalen nah!“ Vor mehr als 100 Jahren gab es nämlich in Hildesheim einen

Im März

Erstes junges Grün im Hagen,
Erstes heimlich-scheues Blüh'n,
Junge Herzen höher schlagen
Und die alten wärmer glüh'n!

Weckt ein Lied aus Vogelkehlen
Früh im Nebel schon den Tag,
Funken fangen an zu schwelen,
Alte Feuer werden wach!

Und die alten schönen Lieder
Wandern mit dem Frühlingswind,
Und der alte Traum nun wieder
Selig jedes Herz umspinnt!

Alter Traum von junger Liebe,
Fern winkt längst versunk'nes Glück:
Alle Jahre einmal wieder
Bringt der Frühling dich zurück!

angenehm, preußisch zu sein, aber nicht angenehm, preußisch zu werden. Das Preußentum ist wie eine wollene Jacke. Im Anfange juckt sie, später findet man sie warm.“

„Hannover (in anderer Lesart: Hildesheim) is det noge Fest, Hameln is det Rattennest, Einbeck is det Rawennest, Nörten (bei Göttingen) is de Antjepaul (Entenpfuhl), Göttingen is de hoge Schaul“, hat auch heute noch in gewisser Beziehung Bedeutung. Wie allerdings das „hohe Fest“ von Hannover oder Hildesheim gedeutet werden kann, ist zweifelhaft. In einem ähnlichen Spruche wird unter den lippischen Sechsstädten Detmold ebenfalls „dat hauge Fest“ genannt. Bei Hameln denkt man an die bekannte Sage vom Rattenfänger. Was Einbeck anbelangt, so soll es bis zum großen Brande im Jahre 1826 wegen der großen Menge der darin hausenden Dohlen „das Rabennest“ (richtiger Dchlennest) mit vollem Rechte geführt haben. Nach dem Brande waren, wie die Überlieferung berichtet, die Dohlen verschwunden und kehrten auch nicht wieder zurück. Der Entenpfuhl Nörten soll auf die früheren Schmutzstraßen zurückzuführen sein; denn ein Entenpfuhl ist ja niemals sauber. Ob die Worte „de hauge Schaul“ auf die Universität zu Göttingen bezugbar sind, sei dahingestellt. Es könnte auch das im 16. Jahrhundert gegründete Pädagogium Göttingens darunter zu verstehen sein.

Ein „Hildesheimsch Gebot und ein Pirnaischer Pott, das hält drei Tage, erbarme sich Gott“, hat auch noch andere Varianten, ähnlich klingt es von Halberstadt und Quedlinburg. „En Einbecksch bod (Verbot) und en Fredesch Pott, de hält glik lange.“ Hiernach scheint in früherer Zeit die Bevölkerung von Einbeck und dessen Umgebung von den gestrengen Befehlen des Einbeckers Rates keine sehr hohe Meinung gehabt und dieselben wenig gefürchtet zu haben. Fredesch ist ein zwei Stunden von Einbeck gelegenes Dorf

trunkfesten Herrn, der dementsprechend auch genügend aß. Dieser besagte Hildesheimer ritt nach dem 10 Stunden entfernten Goslar und nahm einen Sack gekochter Eier mit, die er unterwegs verzehrte. Kurz vor dem Ziele traf ihn ein Wanderer, der um den rechten Weg nach Hildesheim fragte. „Gah man immer den Eierschalen nah!“ belehrte er ihn, und richtig fand der Fremde auch den Weg.

Spricht jemand eine Behauptung aus, die nirgends Gültigkeit hat, so wird ihm entgegnet: „Dat gelt to Peine upp Eiermarke!“ (Das gilt zu Peine auf dem Eiermarke!)

Bei tätlichen Auseinandersetzungen hört man in der Göttinger Gegend noch oft: „Drup, et isen Hesse!“ und erinnert wohl an die Zeiten, wo die Hannoverschen und Hessischen Grenzbewohner öfters Streitigkeiten und Raufhändel miteinander hatten.

Ebenfalls in der Göttinger Umgebung gebräuchlich ist die Behauptung: „De Ruhme un de Leine slucket alle Jahr teine“. Man will bemerkt haben, daß jährlich zehn Ertrinkungsfälle vorkommen. Außer der Warnung liegt in dem Ausspruch auch etwas von dem alten Glauben, daß der Wassergeist seine bestimmten Opfer forderte. Im Hildesheimischen ist es ähnlich, da sagt man: in den Brunnen oer Dörfer, besonders aber auch in den Kolken der Innerste und Leine hält sich der Hakemann, auch „Hakenkirl“ genannt,

auf. Die Mutter warnt darum die Kinder: „Spielt nicht am Brunnen oder am Wasser überhaupt, sonst faßt euch der Hakemann mit seinem langen Hakenstock!“

„Du bis von Haste und hörst tau Lengelören te Hus!“ (Du bist von Haste und gehörs zu Lengelern nach Haus), das sind zwei Dörfer bei Göttingen. Man bedient sich dieses Wortspiels, welches zunächst nur eine sprichwörtliche Redensart ist, gegen den, welcher eine Sache gar hastig anfängt, um sie nachher gleichsam nur desto mehr in die Länge zu ziehen. Die darin ausgesprochene erfahrungsmäßige Wahrheit ist jene, daß die Menschen, welche mit übermäßiger Eile ein Werk beginnen, in ihrem Eifer bald erlahmen, so daß sich die Vollendung um so mehr verzögert.

„Sau as in Einbeck de Hunne bellt, sau ball; in Göttingen de Tewen“. Das Wort „Tewen“ bezeichnet in der Regel den männlichen Hund, und zwar meist im verächtlichen Sinne; das entsprechende Feminin dazu ist „Tiffe“ oder „Tiffe“. Der allgemeine Sinn des Sprichwortes ist der: An dem einen Orte geht es gerade so her, wie an dem anderen; speziell vom Gericht: die obere Instanz entscheidet wie die untere.

Eine verdrehte Sache bekrittelt man gern mit den Worten: „Et geit nergend wunderlicher her, as in der Welt und in Sastee“ (Sarstedt) säe jenne Mann in Sastee, as se'n ut'n Huse smeiten. B.

Wilhelm Kaune:

Garbolzum erzählt aus seiner Geschichte

Etwa 14 km östlich von Hildesheim liegt an der Reichsstraße 1, dem uralten westöstlichen Handelswege, von dem schon der Geograph des Altertums, Ptolemäus, berichtet, das Dorf Garbolzum. Wenn auch die mündlichen Überlieferungen im Volksmunde, das Dorf sei im Mittelalter eine Stadt gewesen, jeglicher Grundlage entbehren und übertrieben sind, so ist doch hier wie überall an diesen alten Erzählungen etwas Wahres daran. Zwar hat das schon im frühen Mittelalter ausgestorbene Geschlecht derer von Garboldessen es zu keiner großen Bedeutung gebracht. Es gehörte zum niederen Landadel und als solcher zu den Dienstmännern der Hildesheimer Bischöfe. Wirtschaftlich muß es den Herren auch niemals besonders gut gegangen sein! Man liest wohl des öfteren von Landverkäufen, aber niemals von einer Besserung ihres Besizes. Ziemlich früh schon schweigen die Annalen der Geschichte von den Garboldesser Herren. 1191 werden sie zum letztenmal erwähnt.

Dessen ungeachtet ist das Dorf eine uralte Siedlung unserer Heimat. Die im parkähnlichen, urromantischen Garten des Bleckwenschen Hofes noch immer reich sprudelnde Quelle, der „Qualster“, könnte davon erzählen. Darüber hinaus bezeugt dies aber auch die Tatsache, daß in Garbolzum nach der Bekehrung unserer Vorfahren zum Christentum eine der ersten Kirchen des neuen Glaubens errichtet worden ist. Auf dem heutigen Uchtmannschen Gutshofes hat man vor einigen Jahrzehnten beim Neubau des südlichen Wirtschaftsgebäudes die Fundamente der einstigen Kirche freigelegt. Die Schädel- und Knochenfunde in der Umgebung bewiesen eindeutig, wie recht der Volksmund hat, wenn er diesen Dorfteil noch heute „dei ole Kerkhoww“ nennt. Von dieser Kirche aus wurde damals das weiter östlich liegende Dorf Feldbergen geistlich betreut, bis Garbolzum in der „Großen Fehde“ zwischen Hildesheim und Braunschweig bis auf die Kirche dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Das gleiche Schicksal widerfuhr der „Grevemühle“ südlich des Dorfes an der Klunkau. Die Bezeichnung trägt noch heute die Stelle in der Feldmark. Die Mühle hat, wie der Name besagt, dem Landesherren, dem Bischof von Hildesheim gehört. Sie wurde später nicht wieder aufgebaut. Vielleicht trat an ihre Stelle die alte Windmühle vor dem Dorfe auf dem Mühlenberge, die 1458 zum ersten Male urkundlich erwähnt wird.

Über anderthalb Jahrhunderte lag das Dorf dann wüst. Die Chronik berichtet während dieser Zeit nur von der „wüsten“ Dorfstätte und der „Feldkirche“. Die Einwohner, die bei dem Überfall das Leben gerettet hatten, siedelten sich im Schutze der Herren von Garmissen in dem weiter nördlich gelegenen Dorfe gleichen Namens an. Sie sind auch später nicht alle wieder nach Garbolzum zurückgekehrt. Noch heute gehören eine ganze Anzahl Ländereien in der Garbolzumer Feldmark Garmisser Bauern. Die Steinkirche, die allein der Zerstörung entgangen war, ist dann wie meistens, beim Wiederaufbau des Ortes abgebrochen und als wohlfeiles Baumaterial verwendet worden. Übrigens ging dieser Wiederaufbau recht zögernd und langsam vonstatten. Das erste Ge-

bäude wurde in der Nähe der Kirche, auf dem Boden des oben genannten Gutshofes errichtet. Vielleicht ist das ehemalige alte Hirtenhaus, dessen Reste noch in einer zum Hofe von A. Kaune gehörenden Werkwohnung deutlich zu erkennen sind, das zweite gewesen. Jedenfalls bestand das ganze Dorf 1542 aus zwei Feuerstellen, 1816 waren es neun und 1845 ganze zehn.

In der Zeit als das Dorf wüst lag, hatte sich dort ein Klausner niedergelassen. Da, wo die alte Straße auf einer Bruchsteinbrücke die Klunkau überschreitet, liegt am rechten Ufer ein Fachwerkbau, eine Gastwirtschaft, die im Volksmunde der „Klius-Kraug“ genannt wird. Das ist die Stelle, wo der Einsiedler seine Klausen errichtet hatte. Er hielt den Übergang der wichtigen Heer- und Handelsstraße über das damals noch sehr sumpfige Klunkaugelände und den Bach in Ordnung, eine Arbeit, zu der damals die Stadt Hildesheim als Mitglied der Hansa verpflichtet war. Von ihr wurde der Klausner denn auch für diese Arbeit bezahlt.

Er bekam dafür einen Pfennig im Jahre, eine Münze, die selbstverständlich mit dem Werte unseres Pfennigs nicht gemessen werden kann. In seiner Klausen, der Vorläuferin des späteren „Klius-Krauges“, schänkte er an die Fuhrleute auch Bier aus, das er wahrscheinlich zum Teil von der Stadt Hildesheim ebenfalls als Entgelt für seine Arbeit bekam. Jedenfalls kommen in den Rechnungsbüchern des Hildesheimer Rates aus den Jahren 1429 — 30 — 32 — 35 — 39 und 1467 Ausgaben von Geld für den Klausner zu Garbolzum für Wegeausbessern und auch für Bier vor.

Da nun, wie schon gesagt, die Stadt die Brücke und den Weg in Ordnung zu halten hatte, ließ der Rat an der Brücke sein Hoheitszeichen, das Hildesheimer Stadtwappen, anbringen. Das konnte sich nun wieder der Bischof als Landesherren nicht gefallen lassen. Er schickte ein Kommando seiner Streitmacht her, die das Stadtwappen wieder beseitigen mußte.

Aus der Tatsache, daß die Handelszüge hier beim „Klius-Kraug“ Rast machten, erklären sich auch wohl die im Volksmunde noch lebenden Berichte, daß in Garbolzum damals viele Kaufleute, vor allem auch Juden ansässig gewesen sein sollen. Sie werden sicher den Handel mit den zum Teil reichen Dörfern abseits der Straße vermittelt haben und dabei zu jenem Wohlstande gelangt sein, der die plündernde Soldateska der „Großen Fehde“ noch besonders zu dem räuberischen Überfalle auf das Dorf veranlaßte.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Der uralte Heerweg führt immer noch durch das Dorf, an dem einige Hundert Meter südlich die Hildesheim-Braunschweiger Eisenbahn vorbeiführt. Die kleine Klunkau fließt ebenfalls noch immer friedlich unter dem Bogen der alten Brücke hindurch. Nur zuweilen, zur Zeit der Schneeschmelze, verleugnet sie ihre gute Kinderstube, das Nettlinger „Klare Water“ und wird zum unbändigen Flusse! An der Stelle der einstigen Klausen aber träumt der „Klius-Kraug“ unter der alten Linde von vergangenen Tagen, die genau wie die unseren unruhig beboren waren.

Als Burg Steinbrück erstürmt wurde

In tusend fünf hundred ein und twintig Jahr,
Montag nach Mauriti schaha openbar
Der Storm vor Steinbrück was grot,
Das was Hans Barner in Marien Dienst bliven tot.

Diese Inschrift auf einer Steintafel am Hildesheimer Dom hält die Erinnerung wach an den tapferen Verteidiger der Burg Steinbrück. Der letzte Satz der Inschrift erklärt sich dadurch, daß Hans Barner Stiftsjunker und die Jungfrau Maria Schutzheilige des Stifts war.

Die Stiftsfehde, die so viel Not und Elend über unsere Heimat gebracht hat, durchtobte das Hildesheimer Land. Am Matthäustage, dem 21. September 1521, kam Herzog Heinrich von Braunschweig mit 5000 Mann, mehreren Geschützen und vielen Wagen und schlug sein Hauptquartier in Großlafferde auf. Noch an demselben Tage begann der Angriff auf die Burg Steinbrück. Aber die Angreifer merkten bald, daß die Burg tapfer verteidigt wurde, obwohl die Besatzung schwach war und nur aus 40 Mann bestand. Da versuchten sie es mit Scheinangriffen, um die Burgmannschaft zu ermüden. Auch am nächsten Tag, dem Mauritiustag, wurde wieder Alarm geschlagen, und die Braunschweiger stellten sich zum Angriff auf. Aber dabei blieb es, und ein Angriff wurde nicht unternommen.

Am Montagmorgen in aller Frühe begann der Sturm auf das Vorwerk, und dies war bald erobert. Die Gebäude wurden nun in Brand gesetzt, dicke Rauchschwaden wälzten sich gegen die Burg. Die Angreifer warfen auch noch feuchtes Holz in die Flammen, bald war der Qualm so dicht, daß die Verteidiger nichts mehr sehen konnten. Im Schutze der Rauchwolken ließ der Herzog nun zwei große Geschütze in Stellung bringen und auf eine Schießscharte, die sich in der Nähe des Tores befand, richten. Da erdröhnte die Burg von einem furchtbaren Donnerschlag, und eine schwere Kugel riß ein Stück der Mauer fort. Noch einigemal sausten Kugeln gegen das Mauerwerk bald war das Loch in der Mauer so groß, daß die Braunschweiger in die Burg eindringen konnten.

Nun sahen die Verteidiger ein, daß jeder Widerstand nutzlos war. Sie hielten zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, die Hüte aus den Fenstern und baten um Gnade. Aber die Erbitterung der Braunschweiger war groß, weil sie bei den Angriffen über 30 Mann verloren hatten, von denen 20 in Großlafferde begraben wurden. Jetzt kannten sie kein Erbarmen. Unter der Besatzung war viel hergelaufenes Volk, und diese flüchteten in einen Raum, der die Steinkammer genannt wurde. Dort sind sie jämmerlich umgebracht worden. Auf Hans Barner war der Herzog besonders erbittert, weil er ihm früher bei Uslar großen Schaden zugefügt hatte. Im Pferdestall soll der Herzog unter Mithilfe eines Uslarer Knechtes den Barner und seinen Knecht mit eigener Hand erstochen haben. Der Koch und zwei Jungen wurden in der Küche umgebracht, ebenso der Braumeister und der Bäcker im Brauhause. So sind 37 Mann der Besatzung umgekommen.

Ein Mann flüchtete in das Zimmer des Burghauptmanns. Als er aber merkte, daß er verfolgt wurde, kletterte er aus dem Fenster auf das Dach, rutschte aber ab und fiel in den Wassergraben. Er hoffte, unbemerkt davonschwimmen zu können. Aber einige von den Braunschweigern hatten ihn gesehen und riefen ihm zu, wenn er ihnen alles geben wolle, was er bei sich hätte, so würden sie ihm behilflich sein, und einer hielt ihm einen langen Speiß hin und zog ihn heraus. Man hatte wohl geglaubt, daß er sich vorher die Taschen voll Wertsachen gesteckt hätte. Als man aber nur fünf Groschen bei ihm fand, hat man ihn vollständig ausgeplündert und wieder ins Wasser gestoßen. Einer von den Knechten nahm seine Hakenbüchse und schoß ihn durch den Kopf, daß er tot im Graben liegen blieb. Diese gemeine Tat war selbst einigen Braunschweiger Bürgern zu viel. Sie wollten den Täter greifen und umbringen. Aber er entkam ihnen und lief schnell davon.

Als nun allmählich wieder etwas Ruhe eingekehrt war, ließ der Herzog die Trommel schlagen und ausrufen: wenn noch jemand am Leben wäre und sich versteckt hätte, so sollte er hervorkommen, dann würde ihm das Leben geschenkt werden. Da kamen noch zwei Bauersleute hervor, die in der Steinkammer unter den Toten gelegen hatten, und der Herzog ließ ihnen ihr Leben.

Ein Schaumburgischer Edelmann mit Namen Bodo von Ohrem wurde auf sonderbare Weise gerettet. Er hat später noch fünfzig Jahre gelebt und ist erst 1571 gestorben. Bis in sein hohes Alter hat er noch oft sein Erlebnis erzählt:

„Als wir merkten, daß alles verloren war, suchte sich ein jeder zu retten, so gut er konnte. Ich flüchtete in eine

Schlafkammer und wollte mich da verstecken. In der einen Ecke stand ein großes, mächtiges Himmelbett. Zuerst wollte ich unter das Bett kriechen, aber ich dachte, da würden sie mich doch bald entdecken. Nun gingen meine Blicke nach oben, und da hatte ich ein Versteck gefunden. In aller Eile kletterte ich auf das Dach des Bettes und versteckte mich hinten in der Ecke. Da wurde auch schon die Tür aufgerissen, und mehrere Braunschweiger stürmten herein. Als sie niemand fanden, eilten sie wieder weiter. Durch die offene Tür hörte ich das Jammerschrei der Leute, die auf der Steinkammer umgebracht wurden. Ich blieb nun ganz still liegen. Nachher hörte ich, wie die Trommel geschlagen und ausgerufen wurde, daß die Überlebenden hervorkommen sollten. Aber ich traute den Versprechungen des Herzogs nicht, weil ich wußte, daß er ein harter und grausamer Mann war. Noch mehrere Male kamen Männer in die Kammer und suchten Schränke und Koffer durch, aber viel Wertvolles werden sie nicht gefunden haben. Am Abend kam einer und legte sich unter mir ins Bett. Ich wagte nicht, mich anzurühren; denn bei der geringsten Bewegung knarrte die ganze Bettstelle. Aber bald merkte ich an den ruhigen Atemzügen, daß der Mann unter mir eingeschlafen war. Ich konnte in dieser Nacht kein Auge zutun, so war mir der Schrecken in die Glieder gefahren. Auch den zweiten Tag über blieb ich auf dem Bette liegen. Da kaum jemand in das Zimmer kam, konnte ich mich etwas bewegen und die steilen Gliedmaßen anrühren. Aber Hunger und Durst stellten sich ein und quälten mich sehr. Am Abend kam der Mann wieder und schlief die zweite Nacht unter mir. Am dritten Tag konnte ich es vor Hunger und Durst nicht mehr aushalten und kroch von dem Dache des Bettes herunter. Als die Braunschweiger mich sahen, blickten sie mich ganz verwundert an, brachten mich vor ihren Herzog und erzählten ihm von meinem wunderlichen Aufenthalt. Er schaute mich scharf an, schenkte mir aber Leben und Freiheit.

Ich atmete erleichtert auf und dankte in meinem Herzen dem lieben Gott, daß er mir auf solch wunderbare Weise mein Leben erhalten hatte.“ O. Dröge.

Die Technik im Dorfe

Bei einer ersten gemeinsamen Tagung für junge Bauern und Techniker in der evangelischen Akademie Loccum, zu der etwa 100 Männer und Frauen aus der nordwestdeutschen Landwirtschaft zusammengelassen waren, stand das Verhältnis von Technik und Landwirtschaft im Mittelpunkt der Vorträge und Gespräche. Insbesondere ging es um die Frage: ob die Technik eine Gefahr für das Gemeinschaftsleben auf dem Lande sei, oder ob auch im technisierten Dorf neue Wege für ein menschliches Miteinander gefunden werden könnten? Diplomlandwirt Dr. Ludolf von Bismarck vom Kuratorium für Technik in der Landwirtschaft (Frankfurt/Main) wies darauf hin, daß die Technik ein unentbehrliches Hilfsmittel sei. Dennoch bleibe sie nur ein Werkzeug in der Hand des Menschen. Die Gefahr könne also nicht durch die Technik als solche, sondern nur durch den verursacht werden, der sie anwende und nicht die Verantwortung sehe, die mit dem Einsatz dieses Mittels verbunden sei. Auch Professor Dr. Deckert von der Technischen Hochschule Hannover betonte, daß es falsch sei, die Technik für alle Mißstände verantwortlich zu machen. So lange Menschen lebten, habe es auch Technik gegeben. Technik an sich sei immer ein Gewinn in der Beherrschung des Lebens, so lange der Mensch dem technischen Einsatz aus einer Verantwortung vor Gott die Zielsetzung gebe.

Friedrich Hartger 70 Jahre alt

Der Dichter Friedrich Hartger in Braunschweig ist 70 Jahre alt geworden. Er entstammt einem alten Bauerngeschlecht aus dem kleinen Dorf Elsebeck am Rande des Drömlingsmoores. Nach dem Besuch der Schule in Wolfenbüttel war er zunächst als „Waldschulmeister“ in einem Dorf nahe der Weser tätig. Dort entstanden seine ersten Kurzgeschichten und Tierskizzen. 1904 wurde Hartger Lehrer in Braunschweig. In seiner Freizeit beschäftigte er sich mit volkskundlichen und historischen Forschungen. Mit Vorliebe widmete er sich forstlichen, zoologischen und botanischen Studien. Als erstes Jugendbuch schrieb er 1923 „Im Paddelboot durch den Drömling“. Ferner erschien aus seiner Feder u. a. „Die Flucht ins Moor“, ein niedersächsischer Bauernroman, außerdem „Im Wald vor Tau und Tag“, „Die Mondreiter“ und „Ruf über dem Moor“.